

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 59.

Posen, den 11. März 1928.

2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Infried von Wechmar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mit aufrichtiger Freude begrüßte der Konstrukteur den Kleinen. Sie kannten sich schon lange, hatten schon manches Mal im Bobrennen gegeneinander konkurriert und schätzten sich, wie sich zwei Menschen schätzen, die ihren gegenseitigen Wert erkannt haben.

Der Bobkonstrukteur war ein alter „Marßierer“ auf bobsportlichem Gebiet; schon vor vielen Jahren, als der Bobsport noch in den Kinderschuhen steckte, hatte er zusammen mit einem Freunde — beide damals noch halbe Kinder — einen Schlitten konstruiert, der, höchst primitiv, aber dabei sehr schnell, noch in einigen Rennen der letzten Jahre erfolgreich gewesen war.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hatte er gearbeitet, weiter konstruiert und probiert, bis er den Typ gefunden hatte, der unter ihm, aber auch unter anderen Führern, mit Erfolg an den Rennen der allerletzten Zeit teilgenommen hatte.

Der Konstrukteur führte den kleinen Sportwart durch die Fabrik. Überall herrschte reges Leben und Treiben. In hellen, lichten Räumen standen die Arbeiter, fertigten die Einzelteile und bauten sie zu den Schlitten zusammen, die schon in ihrem Äußeren bestechend schön waren.

Hier wurden die Holzrufen hergestellt — astfreies Holz fand allein Verwendung, das bruch- und stoßfest war —, dort bogen sich unter wuchtigen Hämmern die Stahlstienen, die an die Rufen genietet werden sollten. In einer anderen Abteilung entstanden die Stützen; guter Nordstoff umspannte die Seegrassfüllung, und als Neuerung zeigte der Konstrukteur die kleine Erhöhung hinter dem Sitz des Bremers, die festen Halt und sicheres Sitzen verbürgen sollten.

An einem umgedrehten Schlitten erklärte der Konstrukteur dem Kleinen die Anbringungsart der Bleiplatten, die auf Lauffstienen jederzeit bequem unter dem Bob befestigt werden konnten, wenn stark vereiste Bahn ihre Mitnahme zur Erhöhung der Geschwindigkeit erforderte.

Mit der Feile ging der unermüdete Führer dem Rufenstahl zu Leibe. Und doch griff sie ihn nicht an, blieb der Stahl silberblank und glatt wie zuvor.

Der Kleine war ehrlich begeistert. Das schien ihm der richtige Schlitten für die Meisterschaft. Und so sagte er es auch dem Bobkonstrukteur, denn er wußte, daß er ihn darum nicht übervorteilen würde.

Auf dem Wege zum Bureau versprach denn auch der Konstrukteur, einen besonders guten Bob für den Kleinen herauszusuchen, fragte genau nach den Sonderwünschen, deren es gerade im Bobsport so viele gibt, und war erstaunt, von dem Kleinen zu hören, daß der keinerlei sonstige Ansprüche hatte. Im Innern aber wünschte er sich, immer so leichte Arbeit zu haben bei seinen Kunden, und stellte doch zugleich mit Befriedigung fest, daß ge-

rade diejenigen die wenigsten Ansprüche haben, die auf ihr Können mehr vertrauen, als auf das Werkzeug, mit dem sie ihr Können beweisen sollen.

Mit einer gewissen Pedanterie erledigte der Konstrukteur den geschäftlichen Teil des Kaufes. Gewissenhaft, wie er war, las er aus einer Liste nochmals alles vor, was zu dem gekauften Schlitten gehörte.

Der Kleine saß wie auf glühenden Kohlen. Er hatte es eilig, sehr eilig sogar. Schon während des Rundganges durch die Fabrik hatte er wiederholt verstohlen auf die Uhr gesehen; jetzt wurde er von Minute zu Minute unruhiger.

Vier volle Stunden Fahrt lagen noch vor ihm, und er mußte schon ein ordentliches Tempo vorlegen, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit das Gut erreichen wollte.

So dankte er denn dem Konstrukteur und trat auf den Hof hinaus. Hinter dem Steuer nahm er wieder Platz, und während er mit der Linken den Anlasser betätigte, reichte er dem Konstrukteur noch einmal die Rechte.

„Soll ich den Längen von Ihnen grüßen?“

Fast wäre ihm diese Frage zum Verhängnis geworden, denn schon hob der Gefragte zu einer längeren Rede darüber an, welche Vorschläge der Kleine dem Längen für den Ausbau der Meisterschaftsbahn machen sollte.

Doch der wehrte ab. Die Uhr am Schaltbrett mahnte energisch zur Abfahrt.

„Machen Sie es schriftlich!“

Und schon sprang der Motor an, trat der Kleine einen Moment den Gashebel, ließ die Maschine auf Touren kommen, schaltete ein und fuhr vom Hofe, am Ausgang noch einmal mit erhobenem Arm winkend, ohne sich umzusehen.

Das hätte ihm gerade noch gefehlt, wo er es schon so eilig hatte.

Aber ein anständiger Kerl war er doch, der gute, umständliche und penible Bobkonstrukteur; und wie er seinen Betrieb im Zuge hatte! Donnerwetter! Der Kleine hatte gar nicht geahnt, daß zu einer Bobfabrik doch so allerlei gehörte.

Stunden um Stunden fuhren sie schweigend dahin.

„Noch 50 Kilometer.“ Der alte Chauffeur hatte es mehr zu sich selbst gesagt, wie zur Bestätigung, daß er wach geblieben war.

„Wenn die Straße besser wäre, könnten wir in etwa vierzig Minuten dort sein.“

Der Kleine mußte scharf auf die Schlaglöcher aufpassen, denen er nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Als ruhiger, sicherer Fahrer schonte er das Material und konnte doch nicht verhindern, daß ihn die Freude auf das bevorstehende Wiedersehen zu immer größerer Eile antrieb.

Schweigend legten sie den Rest der Fahrt zurück. Der Alte neben ihm mit seinen Gedanken bei der Karte, bei Straße und Wegweiser; der Kleine mit all seinem Denken und Fühlen voraus, bei ihr, der er in den nächsten Minuten schon die Hand küssen würde.

Auslaufend, rollte der Wagen auf das Kopfsteinpflaster der Dorfstraße. Es war nun doch schon recht

dunkel geworden; hinter den Fenstern der kleinen, sauberen Bauernhäuser flammten die ersten Lichter auf, aus den Häusern klang vereinzelt Gesang.

Der Kleine ließ nunmehr die Scheinwerfer aufleuchten. Taghell lag die Straße vor ihm. An der Kirchhofsmauer vorbei, führte sie in Windungen durch das ziemlich große Dorf, das zum Gute gehörte. Jetzt verbreiterte sie sich zu einem Platz.

Eine Allee zweigte sich ab. Eine Tafel: „Zum Schloß“. zeigte dem Kleinen, daß er auf dem richtigen Wege war.

Der Kleine ließ die Hupe heulen. Wie Fanfaren-signal klang es durch den Abend. In großem Bogen steuerte er den Wagen um das Rondell herum, faßte mit den Scheinwerfern einen Augenblick die Fassade des Schlosses, die Freitreppe, und brachte hart unter ihr den Wagen zum Stehen.

Ueber dem Portal flammte die große Lampe auf. Helles Licht strütete aus der sich öffnenden Tür auf die Treppe, und beleuchtete, scheinwerfergleich, die verstaubten Gestalten, die aus dem Wagen herauskletterten.

Ohne Hast, nur merklich im Schritt beschleunigt, kam der alte Diener die Treppe herunter, dicht hinter ihm der Boy.

Gemessen neigte der Alte das Haupt; er wußte zu nuancieren in seinen Verbeugungen, und hatte wohl gemerkt: Diesen da sah der Herr Graf nicht gern. So überließ er denn auch dem Boy das Abschnallen der Koffer und tat selbst nur mehr so, als wollte er den Kleinen aus dem Mantel helfen.

„Na, da sind Sie ja schon . . .“

Im Rahmen der Tür erschien die lange Gestalt des Grafen. Langsam kam er die Treppe herunter.

Der Kleine ging ihm entgegen. „Guten Abend. Besten Dank für die Einladung.“

„Bitte, hat nichts zu sagen!“ Lässig wehrte der Lange ab: bei sich aber mußte er denken: Hast dich ja selbst eingeladen.

„Wo steht der Wagen, bitte? Wo wohnt der Chauffeur?“ Der Kleine kannte es nicht anders, als daß er sich zuerst um die Leute kümmerte.

„Dafür sorgen Sie!“ Und als sich der Diener mit einem: „Sehr wohl, Herr Graf,“ verneigt hatte, wendete sich der Lange an seinen Gast.

„Nun aber rein! Es ist verdammt kalt hier draußen!“

Er ließ den Kleinen vorangehen, schob sich dann an ihm vorbei, und ging vor ihm die Treppe hinauf, einen langen Flur entlang bis zu einem Zimmer, dessen Tür er aufstieß.

„Die Schwester hat hoffentlich für alles gesorgt.“ Er sah sich kontrollierend im Zimmer um. „Punkt 8 Uhr essen wir. Anzug dunkel, bitte! Und wenn Sie etwas brauchen, dort ist die Klingel!“

Ein wenig zu fest zog er die Tür ins Schloß.

VII.

Der Kleine war allein.

Der Boy hatte den Koffer verstaubt, den Mantel zum Reinigen mitgenommen, und war lautlos verschwunden.

Das Zimmer war hell und gemütlich. Alte Möbel, offenbar Erbstücke, schöne alte Stiche, ein bequemer Stuhl auf einem Auftritt vor dem Fenster.

Auf dem Tisch stand ein Strauß Blumen und ein Kärtchen dabei: „Herzlich willkommen!“

Der Kleine ging an das Fenster. Aber es war schon zu dunkel, er sah nur die Umrisse der hohen Bäume, auf dem Ries unterhalb des Hauses die Lichter, die die Bogen der Fenster auf den Weg legten.

Die wenigen Sachen waren schnell ausgepackt. Gott sei Dank, daß er den dunklen Anzug mitgenommen hatte. Ordentlich rot wurde der Kleine bei dem Gedanken, daß er ihn beinahe zu Hause gelassen hätte.

Und nun füllte er die Stunde bis zum Abendessen mit Waschen und Umkleiden aus, und war fertig, als der

Gong zur Tafel rief. Das Päckchen Konfekt, das er ihr geben wollte, unter dem Arm, fand er denn auch glücklich den Weg zurück, den ihn der Lange geführt hatte.

An der Treppe, die das obere Stockwerk mit der Diele verband, machte er einen Augenblick Halt. Diese Läufer führten über die Stufen nach unten in einen halbkreisförmigen Raum, der mit alten, reichgeschmückten Möbeln, einem Kamin, Waffen und Rüstzeug aus früheren Zeiten, einen anheimelnden Eindruck machte.

Und vor dem Kamin gewahrte der Kleine die Schwester in angeregtem Gespräch mit einer älteren Dame, offenbar der Hausdame. Denn daß die Eltern der beiden Geschwister nicht mehr am Leben waren, hatte der Kleine gelegentlich einmal früher gehört.

Die da unten hatten ihn nicht bemerkt, und so blieb dem Kleinen Zeit, sich in das Bild vor dem Kamin zu vertiefen, das sich ihm in seiner ganzen Anmut von hier oben aus bot:

Die feinen Züge der alten Dame, umrahmt von weißem Haar, und die Komtesse, die in ihrem einfachen Abendkleid so stillrecht in die alten Sachen ringsum hineinpakte. Und über allem der friedlich-wärmende Schein des Kaminfeuers.

Stundenlang hätte der Kleine noch stehen können, so gut gefiel ihm das reizende Bild. Doch da erhob sich der große Jagdhund, der bisher zu Füßen der Schwester im wärmenden Strahl des Kaminfeuers gelegen hatte. Knurrend lief er zur Treppe und sichtete nach oben.

Das riß den Kleinen aus seinem Schauen. Und auch die Schwester drehte sich um, sah ihn die Treppe herunterkommen, piff leise dem Hunde, und ging dem Kleinen ein paar Schritte entgegen.

Herzlich und offen gab sie ihm die Hand; mit jenem festen Druck, der der Sportlady eigen ist. Herzlich und doch ein wenig befangen, gab er den Händedruck zurück, und als wollte er seine Verlegenheit verbergen, beugte er sich über die kleine, kräftige Hand, und führte sie an die Lippen.

Die Komtesse führte den Kleinen an den Kamin, machte ihn dort mit der alten Dame bekannt, die, wie er richtig vermutet hatte, des Hauses fürsorgender Geist war. Dann zog sich der Kleine einen Stuhl heran.

Bald war man mitten im Gespräch über all die tausend Nebenächlichkeiten, über die sich Menschen zu unterhalten pflegen, wenn sie sich weit Wichtigeres zu sagen haben.

Ob er gut gereift sei, wollte die alte Dame wissen, ob er im Zimmer alles zur Zufriedenheit vorgefunden habe, fragte die Schwester; und hier fand der Kleine Gelegenheit, sich für die Blumen zu bedanken und zugleich sein Konfektpaket loszuwerden, von dem er bisher nicht so recht gewußt hatte, wie er sich seiner am geschicktesten entledigen sollte.

Der Lange trat in den Kreis.

Mit einer lässigen Verbeugung in die Runde, ließ er sich auf einem der freien Stühle nieder und warf seinen Zigarettenrest über den Kopf des Kleinen hinweg in den Kamin.

Die wärmere Stimmung, die gerade aufkommen wollte, war im Moment zerrissen; wortlos sahen alle in die flackernden Flammen, und ein jeder der drei stellte bei sich fest, daß es doch viel gemütlicher gewesen war, ehe der Lange sich zu ihnen gesetzt hatte.

Der Lange hatte nichts von alldem gemerkt.

„Gibt es nicht bald etwas zu essen? In letzter Zeit geht hier alles etwas hummelig. Es wird die höchste Zeit, daß du dich einmal etwas um das Personal kümmerst. die Gesellschaft scheint zu schlafen!“

Der Schwester war die Art des Langen peinlich. Nicht nur dem Gast gegenüber, sondern auch für die alte Dame, der dieser Vorwurf eigentlich galt.

Gerade wollte sie ein paar Worte zu deren Rechtfertigung sprechen, als der alte Diener meldete, daß angerichtet sei.

(Fortsetzung folgt.)

Als ich und die Erde noch jung war.

Von dem Adoptivsohn der Wildnis.

Dieses Werk ist soeben im Brunnen-Verlag, Arel Windler, Berlin SW. 48, erschienen. (Reich illust. Brosch. 7,50 M., Lein. 10 M.) Mit Erlaubnis des Verlegers veröffentlichten wir aus dem ungewöhnlich bemerkenswerten Buch folgende Textprobe, die die inhaltliche Fülle des an Abenteuer wie an fesselnden und geistvollen Betrachtungen reichen Wertes freilich nur andeuten kann.

Auffindung der Steinzeit-Indianer.

Weiße Menschen werden niemals allein Nothäute aufspüren, die nicht gefunden werden wollen; also mußte ich es machen wie einst die Römer in den germanischen Urwäldern. „Deutsche können nur durch Deutsche besiegt werden“ sagte Tacitus; und sein Wort gilt heute noch nach zweitausend Jahren. Nothäute können nur durch Nothäute aufgespürt werden, sagte ich mir und schloß mit einem Stamm sogenannter „zahmer“ Indianer ein Bündnis. Dies waren Canguá-Indianer, so genannt nach dem Lippenpfeil, den sie sich durch die Unterlippe bohren, den sie aber nach Belieben herausnehmen und wieder durchsteden können, so wie man sich einen Schlips umbindet. Man hat kein Recht, sich über die Mode eines anderen Volkes lustig zu machen. Jedenfalls haben nach meinem Empfinden die Schmudmoden in der Wildnis einen erheblich männlicheren Anstrich als bei uns.

Diese Canguá-Krieger stellten mir einen Stoßtrupp, den ich Mann für Mann photographisch aufgenommen habe. Es war darunter auch eine anthropologische Merkwürdigkeit, nämlich ein indianischer Vorkopf, ein auch sonst äußerlich ansprechend gestaltetes Jüngling, der wohl auch in Europa hätte Herzen krücken können.

Bevor sich das Canguá-Detachement zu meiner Fahne versammelte, vergingen ein paar Tage, weil irgendetwas mit dem Mond nicht in Ordnung war. Die Naturvölker haben immer ein großes Gemache mit dem Mond, dessen Deznat bei uns auf Viebesangelegenheiten beschränkt ist. — —

Endlich traten die Canguá bei mir an, und ich setzte meine Karawane in Marsch.

Die Segenswünsche der Bevölkerung begleiteten mich auf meinem Zuge. Wie aber nun weiter? Es wurde mir doch etwas unheimlich zumute mit dieser Heerschar von Krieger, weißen und roten und Zwischenschattierungen. Ich wollte die Guayaquis ja nicht umbringen, sondern sie nur photographieren, anthropologisch vermessen, ihnen Notabeln abfragen und dergleichen Dinge tun, die den Gelehrten Freude machen.

Ich entwickelte also meinen Myrindonen folgenden Operationsplan: Sobald wir die Lagerplätze der Guayaquis im Urwalde aufgespürt hätten, sollte sich unsere ganze Streitmacht in kleine Gruppen auflösen und diese sich dann konzentrisch auf das Lager zu bewegen. Wenn wir alle in dessen Nähe gekommen, wollte ich ganz allein und nur mit meiner Brille bewaffnet auf die Guayaquis losstreifen. Niemand dürfe schießen, wenn ich nicht durch die Pfeife das Signal gebe, was erst dann geschehen würde, wenn die Guayaquis mich angriffen.

Ein wunderschöner Plan. Wir werden sehen, was daraus wurde.

Zunächst begann ein mühevoller Marsch durch den Urwald. Ich gab von vornherein mein Gewehr ab, nicht bloß aus Friedfertigkeit des Herzens, sondern, weil ich mit beiden Händen genug zu tun hatte, um mich durch das Liniengewirr hindurchzuwinden oder meine Beinleider von den Dornen loszureißen. Alle Augenblicke strauchelte und stürzte ich; in den Pflanzeln blieb ich hängen, das Duschwert schlug mir ins Gesicht — die herumwirbelnden Wespen amüßerten sich lösslich dabei, — und ich trock meist auf Händen und Füßen und hatte Mühe, mit meiner Truppe mitzukommen, denn meine indianischen Verbündeten glitten, trotzdem sie Köcher mit langen Pfeilen trugen, aalglatt durch die ihnen vertraute Natur; auch die Mulatten und anderen Landeseinwohner halb europäischer Herkunft hatten hinreichend Übung in Urwaldspaziergängen, um mit den Indianern Schritt halten zu können.

Ich machte nun einen praktischen Lehrgang durch im Finden von Spuren, wie wir alle es aus den Lederstrumpferzählungen kennen. Klüde an den Zweigen, die ich nie gesehen hätte, stellten die Nothäute als Spuren der Guayaquis fest. Es war sicher, daß wir unserem Ziele näher kamen. Plötzlich an einem Bach blieb der Führer stehen. In der weichen Erde am anderen Ufer war deutlich der Abdruck eines Menschenfußes zu sehen. Wir waren am Ziel.

Der Eindruck äußerte bei allen seine Wirkung. Mir selbst klopfte das Herz zum Berspringen. Stand ich nicht unmittelbar vor Erreichung dessen, was niemandem zuvor geglückt war? Auch bei meinem Dolmetscher mußte etwas zerspringen sein. Er bat mich, sein Gewehr einen Augenblick zu halten, und verschwand irgendwo hinter dem Duschwert, aus dem er bald, deutlich das Fleischgeruch zur Darbietung bringend, wieder hervortrat. Die Augen des Capatáz glühten. „No tirar, no tirar“, mahnte ich unaufhörlich. Nicht schießen, nicht schießen! In keinem Falle schießen!

Dann endließ ich meine indianischen Verbündeten zu der besprochenen Umgehung des Lagers. Und weiter aino es mit äußerster Vorsicht, ohne Laut.

Jetzt hörten wir Menschenstimmen. Kindergeschrei. „No tirar, no tirar.“

Behutsam kroch ich hinter dem Capatáz weiter. Da — bau! — und ein Schuß trachte los. Der Capatáz hatte das Gemehr an die Wange gerissen und in das Stimmengewirr hineingefeuert. Bau! — schoß er noch einmal. Geschrei, Getümmel, braune Gestalten, die überall liefen und zwischen den Bäumen verschwanden. Während sprang ich vor den Capatáz hin und donnerte ihn an: „Warum haben Sie geschossen?“ Und er, auf ein paar Kinder zeigend, die schreiend herumsprangen, tat seinen Mund auf und sprach: „para salvar essas almas.“ Um diese Seelen zu retten!

Ich war sprachlos. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mich ein Menschenwort vollkommen fassungslos gemacht hat. Ich wußte keine Antwort. So ist es mir nur noch ein einzigesmal im Leben, ein Menschenalter später, begegnet, als ich in einer sehr wichtigen Angelegenheit des Vaterlandes einem Heerführer gegenüber sah.

Um diese Seelen zu retten! Blühtartig erleuchteten mir diese vier Worte in einem Augenblick höchster Spannung die ganze Tragödie der roten Rasse. Die Eltern totschießen, um die Kinder für den christlichen Himmel zu retten, das ist, auf die einfachste Formel gebracht, der Kommt, der seit vier Jahrhunderten im romanischen Amerika gilt.

Warzenheilung durch Suggestion.

Die wissenschaftliche Bestätigung eines Volksglaubens.

Im Volksglauben lebt unausrottbar die Anschauung, daß man Warzen durch Besprechung oder wissenschaftlich ausgedrückt durch Suggestion beseitigen kann. In medizinischen Fachkreisen wie auch in den gebildeten Laienkreisen steht man solcher Auffassung mit ablehnender Skepsis gegenüber. Das sind Volksmärchen, die für Ungebildete gut sein mögen, die aber ernsthaft nicht diskutiert werden können. Um so aufsehenerregender sind die Ausführungen, die ein anerkannter Wissenschaftler Prof. Dr. Bruno Blech von der dermatologischen Klinik in Zürich über die Heilung der Warzen durch Suggestion in der „Klinischen Wochenschrift“ (6. Jahrgang, Nr. 48/49) macht. Er ist sich vollkommen der Tatsache bewußt, daß seine medizinischen Kollegen dieser Frage durchaus ablehnend gegenüberstehen. Trotzdem läßt sich aber seiner Ansicht nach die Behauptung der suggestiven Beeinflussung der Warzen nicht so ohne weiteres abtun. Er erklärt deshalb: „Verschiedene Umstände sprechen dafür, daß hier ein durchaus ernst zu nehmendes Problem vorliegt, das mindestens einer Nachprüfung auf wissenschaftlicher Basis wert ist. Daß das behauptete Ergebnis mit heutigen wissenschaftlichen Anschauungen nicht im Einklang zu stehen scheint, macht eine solche Nachprüfung nur um so dringlicher und interessanter.“

Gegenüber dem Einwand, daß die Behauptungen von Spontanheilungen der Warzen durch Suggestion nur aus Kurpfuschertreibern stammen, begegnet er zunächst mit der Erzählung eines „wissenschaftlich so hochstehenden, ethisch so einwandfreien Mannes“, wie es der berühmte Geologe Prof. A. Heim in Zürich ist. Dieser hat schon bei seinem Vater beobachtet, daß er bei den Geschwistern mit Hilfe der Suggestion die Warzen heilte. Er nahm das betreffende Kind bei der Hand, berührte die Warzen, schaute das Kind eigentümlich an und sagte: „Die geht weg, und die geht auch weg.“ In 4 Tagen waren die Warzen verschwunden. Dem Knaben erschien das sehr geheimnisvoll. Als aber später bei seinem eignen Sohne Warzen im Gesicht und an den Händen auftraten, erinnerte er sich dieses Experimentes, das sein Vater vorgenommen hatte und versuchte es nun selber. Er nahm den vierjährigen Knaben bei der Hand, berührte zunächst nur leicht reibend die Warzen der einen Hand und sagte immer leise: „Die geht jetzt weg.“ Wenn das Kind aus Verlegenheit sein Gesicht abwandte, sagte er: „Schan mich an“ und setzte die Suggestivbehandlung fort. Nach vier Tagen waren die Warzen der behandelten Hand fast restlos verschwunden. Erst dann behandelte Prof. Heim die andere Hand und wiederum trat 4 Tage später der Erfolg ein, so daß er zum Schluß das Experiment bei den Warzen im Gesicht wiederholte und auch hier vollen Erfolg erzielte. Der Knabe hat nach seinen Angaben nie wieder Warzen gehabt.

Eine Kindergärtnerin in Gettlingen, die von dieser Warzenheilung gehört hatte, brachte nunmehr allwöchentlich je zwei Kinder zum Warzenverreiben zu dem Professor, der seine Heilungstätigkeit, wie er selbst erklärt, nur unter großer Anstrengung und innerer Ueberwindung ausüben konnte. Er merkte dabei deutlich, welche Kinder für seine Behandlungsmethode empfänglich waren und welche nicht und konnte deshalb die Wirkung auch voraussehen. Prof. Heim erzählte dann noch eine Menge erfolgreicher Warzenheilungen, die er alle mit durchaus glaubwürdigen und zuverlässigen Namen und Daten belegt. Bei einer Assistentin mißlang der Versuch mehrmals, und erst als er sie in Gegenwart ihrer Mutter in hypnotischen Schlaf versetzte, gelang die Heilung der Warzen. Besonders interessant ist die Tatsache, daß Prof. Heim behauptet, daß die Heilung immer nur möglich war, wenn es ihm gelang, den Patienten in den Zustand der Verlegenheit zu bringen. So konnte er beispielsweise einen Architekten, dessen Hände über und über mit großen Warzen bedeckt waren, erst heilen, als er ihn in einen besetzten Trambahnwagen unter den Blicken der verwunderten Fahrgäste hypnotisierte. Nach 14

Tagen waren sämtliche Warzen geheilt. Prof. Heim erklärt sich die Wirkung so, daß die Hypnose das normale Wachstum der Haut unter der Warze fördert. Die Warze wird dann mit der Wurzel nach oben herausgestoßen. Die auf diese Weise vertriebenen Warzen lassen keinerlei Narben zurück, wie die mit Salpetersäure und Höllenstein behandelten. Prof. Bruno Bloch führt in seiner Darlegung noch andere wissenschaftliche Autoritäten als Zeugen an und berichtet dann über seine systematischen Versuche, die er während der Dauer von 2½ Jahren mit der Suggestivbehandlung von Warzen gemacht hat. Er hat eine besondere Behandlungsmethode herausgebildet, bei der dem Patienten die Augen verbunden werden. Dann wird dieser in ein Operationszimmer geführt, dort muß er sich niedersetzen und die Hände auf den Tisch eines Pantostaten legen. Dann wird der Apparat in Gang gesetzt, jedoch ohne daß der elektrische Strom mit dem Körper des Patienten in Berührung kommt. Nur durch das akustische Geräusch soll eine Suggestivwirkung hervorgerufen werden. Dann wird zu Kontrollzwecken ein Schema der von Warzen befallenen Körperteile angefertigt, die Stellen der Warzen werden markiert, am Körper selbst werden dann die Warzen mit roter oder grüner Tinte angemalt und dem Patienten anbefohlen, die Warzen während der nächsten Tage auch beim Waschen nicht zu berühren, solange noch irgendeine Spur der Farbe sichtbar ist. Mit besonderem Nachdruck wird ihm dann noch einmal eingeschärft, daß die Warzen nunmehr verschwinden werden. Die Gesamtzahl der behandelten Fälle betrug 228, von denen 179 später genau kontrolliert werden konnten. Davon wurden in einer Sitzung 55 Fälle (30 %) geheilt. In 82 Fällen waren 2 Sitzungen notwendig, in 8 Fällen 3 Sitzungen und in 3 Fällen noch mehr Sitzungen. Eine Totalheilung trat in 98 Fällen ein, während in 79 Fällen die Heilung mißlang, in 2 Fällen trat eine teilweise Heilung ein. Das Verschwinden der Warzen erfolgte allmählich im Laufe eines Monats. Prof. Bloch bezeichnet das Ergebnis seiner Versuche, bei denen er 54,7 % Heilungen erzielte, als ein außerordentlich günstiges, und es scheint in der Tat geeignet, dieser Frage ernsthaft wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dr. Gustav Schökel.

Mitgiftjäger.

Sie war eine Witwe; ihr Mann war mehrfacher Hausbesitzer gewesen und hatte ihr bei seinem Tode ein riesenvermögen, das sich auf ein paar Millionen bezifferte, hinterlassen. Sie konnte also ohne Sorgen ihrem Lebensabend entgegensehen. Aber das Schicksal hatte es anders mit ihr beschloßen; es gönnte ihr diesen Frieden des Alters nicht, sondern weckte in ihrem Herzen noch einmal die Sehnsucht nach einem lieben Lebenskameraden. Diese Sehnsucht war um so schwerer zu erfüllen, als die alternde Witwe wohl reich war, aber äußerlich aller Vorzüge entbeherte. Es war also kaum anzunehmen, daß sich ein Bewerber finden würde. Aber er fand sich. Es tritt ja so oft das Unerwartete ein. Und es war nicht etwa ein Mann ihres Alters, sondern ein junger, stattlicher Mensch, der gut ihr Sohn hätte sein können, seines Zeichens Ingenieur.

Als ihre Familie von ihrer Absicht hörte, sich mit diesem jungen Menschen zu verheiraten, bestürmte man sie von allen Seiten, von dieser Torheit abzulassen. Aber wenn alte Scheunen brennen... Die überglückliche Braut vermochte durchaus nicht einzusehen, daß ihr Bräutigam nicht die gleichen Gefühle für sie haben sollte, die sie für ihn empfand. Da jedoch ihre Verwandten ihn einmütig als einen Mitgiftjäger übelster Sorte ansahen, ohne die Witwe auch zu dieser Ansicht bekehren zu können, versuchten sie, sie gerichtlich entmündigen zu lassen, um ihr damit das Verfügungsrecht über das Vermögen zu entziehen. Es fanden sich zwei Ärzte, die sie für geisteskrank erklärten. Die reiche Witwe sah aber auch nicht müßig dem Treiben ihrer Verwandten zu. Sie wandte sich an einen Anwalt, der andere Ärzte fand, die bezeugten, daß die Dame durchaus im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten sei. Die Heirat fand also statt. Doch das Glück war nur von kurzer Dauer, denn der junge Ehemann starb schon kurz nach der Hochzeit in einem fremden Hause unter recht peinlichen Umständen. Wieder blieb die Witwe einsam zurück. Aber ihr Vermögen hatte sie behalten.

Nun jedoch schmeichelte sich eine Frau in ihr Vertrauen ein, die nicht gerade den besten Ruf besaß. Sie wußte sich jedoch die Freundschaft der Einsamen zu erwerben. Bald redete sie ihr zu, es noch einmal mit der Ehe zu versuchen, an Bewerberinnen könne es ihr ja nicht fehlen. Darin hatte sie recht, denn es liefen fast täglich glühende Liebesbriefe ein. Aber die tatkraftige Freundin führte ihr den Mann zu, den sie ihr ausgesucht hatte, einen wegen Betrügereien vielfach vorbestraften Mann, der sich auch als Bekämpfer von Spielhöllen unliebsam bemerkbar gemacht hatte. Später war er dann nach Amerika gegangen und hatte hier als Arzt praktiziert — ohne mehr als zwei Semester Medizin studiert zu haben — und seine Praxis war für die von ihm behandelten Patienten von so unheilvoller Wirkung, daß die Behörden auf ihn aufmerksam wurden und eine Untersuchung einleiteten. Da ihm jedoch kein Verschulden weiter nachgewiesen werden konnte, als daß er einige Zeugnisse gefälscht hatte, beließ man ihn auf freiem Fuß. In ihm hatte die Freundin der reichen Witwe den rechten Mann gefunden. Sie machte ihn mit der allzu Vertrauensfertigen bekannt, und schon nach acht Tagen fand die Hochzeit statt. Während der Flitterwochen ließ sich der junge Ehemann von seiner verliebten Frau eine Vollmacht ausstellen, die ihn ermächtigte, über ihr Vermögen zu verfügen. Unmittelbar danach schickte er sie in einen

Sturort, in Begleitung ihrer unvermeidlichen Freundin, und erklärte, selber eine Geschäftsreise machen zu müssen. Abnungslas gab seine Frau sich den Freuden der Reise hin, während er von den Grundstücken, die ihr gehörten, so viele wie möglich zu Geld machen und zu verkaufen suchte. — Die Freundin triumphierte. Aber ihr Triumph verleitete sie zu einer großen Unvorsichtigkeit. Bei einer Festlichkeit, an der sie teilnahm, machte der Alkohol sie übermütig, und sie erzählte einigen Bekannten von den Plänen, die sie gegen die alte Dame erfonnen hatte, die sie gründlich ausplündern wollten. Einer der Teilnehmer an diesem Fest besaß den Anstand, am nächsten Tage zu der Alten zu gehen und sie von allen Intrigen in Kenntnis zu setzen. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Sie erkannte die Notwendigkeit, gegen den Schwindler, der ihr Gatte war, vorgehen zu müssen, und machte sich sofort auf den Weg. — Wieder durchkreuzte das Schicksal ihr Vorhaben: sie langte nicht an ihrem Bestimmungsort an, denn der Zug hatte unterwegs einen Zusammenstoß, und die unglückliche Frau war unter den Opfern.

Es ist nun natürlich ein Prozeß von ihren Erben anhängig gemacht worden, die wahrscheinlich dem Verbrecher einen Teil seiner Beute entreißen werden. Immerhin hat er in der Zwischenzeit genügend an sich gebracht, um seine Existenz aufs angenehme gesichert zu haben.

Aus aller Welt.

Die größten Diamantfelder der Welt. Aus Kapstadt wird gemeldet, daß nach Mitteilung des Ministers für Bergwesen im nordwestlichen Teil des Kaplandes, in der Provinz Namaqualand, wo man seit langem Diamanten vermutete, riesige Diamantfelder aufgefunden worden sind. Die neuen Felder sind die größten Diamantfelder, die man bisher auf der Erde kennt. Der Minister teilte mit, daß er selbst in einer Stunde Diamanten im Werte von 8000 Pfund Sterling (etwa 120 000 Mark) gesammelt habe. Die Behörden geben zu, daß die Fundstätten in Namaqualand in der Geschichte der Diamantfunde Südafrikas einzig dastehen.

Eine neue Oper von Franz Schreker. Franz Schreker hat eine neue Oper „Der singende Teufel“ vollendet. Die Uraufführung des vieraktigen Werkes wird im Herbst in der Berliner Staatsoper stattfinden.

Der unpraktische Herr. Es ist eine Tatsache, die einer eingehenden Betrachtung wert ist, daß der heutige Großstädter im Grunde genommen unpraktisch und unhygienisch gekleidet geht, und zwar der Mann mehr als die Frau. Man vergleiche nur die männliche und die weibliche Bekleidung bezüglich ihres Gewichtes. Es ist möglich, daß die Frau das zu wenig an hat, was der Mann zu viel mit sich herumschleppt. Gedacht ist da an die Weste, die im Sommer sicher entbehrlich wäre, an die schweren Winterhosen, an Wolljacken und Halstücher. Das sind Ausrüstungsstücke, die für den ihnen Sinn haben mögen, der im Freien zu arbeiten hat. Die meisten Männer aber üben ihren Beruf in fast stets gleichmäßig erwärmten Räumen aus. Es liegt also keine Veranlassung vor, da man sich ja auf der Straße durch Mantel oder Pelz sowieso gegen die Winterkälte schützt, den ganzen Tag über z. B. auch noch eine besondere winterliche Unterwäsche anzuhaben. Ueber dies interessante Thema bringt „Das illustrierte Blatt“ in seiner neuesten Nummer (Nr. 10) einen Bilderaufsatz. In der gleichen Nummer findet der Leser einen Artikel über „Die Herrlichkeiten des Vatikan“, dem eine Reihe sehr schöner Bilder beigelegt sind. Koch-Ware erzählt von seinen Erlebnissen in einem maurischen Dampfbad. Hermann Wendel berichtet über die „Pariser Revolutions-Ausstellung“. Interessant ist auch die Seite, die sich der Institution der amerikanischen Kinder-Bibliotheken widmet. Humor, Rätsel und aktuelle Dinge sind, wie immer, reichhaltig vertreten. Das Fest ist von Anfang der Woche an überall für 20 Pfennig zu haben.

Fröhliche Ecke.

Ein ganz Vorsichtiger. Als der Garde-Jüßler Vollenhagen mal seinen Feldrock irgendwo und irgendwo im Kriege auszug, veranlaßte das seinen Kotten-Kameraden zur Frage: „Was hast du denn da für ein Museum auf der Brust bammeln?“ — „Oh“, sagte der Garde-Jüßler Vollenhagen, „das sind nur einige der allernotwendigsten Amulette. Dies hier ist gegen Verwundung, das da gegen Krankheit, und hier gegen Unglücksfälle, dann eins gegen Erkranken, eins gegen Hirschschlag, gegen Gasangriff, Gefangenschaft, Kriegstraumung, Schlaflosigkeit, Hüneraugen, Ubergangenerden bei Beförderungen, Verlieren beim Kartenspiel, schlechtes Einschenken, Reitzen des Hofenträgers, Enterbung und Kundsverluste, hier noch eins gegen Aberglauben und zum Schluß das da gegen Verlieren bei anderen Amulette.“

Der zerstreute Professor. Unter den Kriegsfreiwilligen im Regiment tauchte eines Tages der Herr Professor auf. Der lief dann in einem geradezu verbotenen Aufzuge in Berlin herum. — „Wie siehst du bloß aus?“ tadelten die Kameraden. „Warum kaufte dir vor allem keine Stramüße?“ — Der Herr Professor schüttelte resigniert sein ergrautes Haupt. „Ich habe ja schon dreie gehabt — und alle habe ich irgendwo vergessen.“ — „Na, das kann dir doch mit der Feldmütze gerade so passieren!“ — „Oh nein,“ sagte der Herr Professor. „An der ist doch kein Schirm daran.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Eßra, Poznań.